

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 98 (1965)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt L'Ecole Bernoise

344
42

Organ des Bernischen Lehrervereins
98. Jahrgang, Bern, 25. Dezember 1965

Organe de la Société des instituteurs bernois
98^e année, Berne, 25 décembre 1965

Redaktion: Hans Adam, Oberlehrer, Olivenweg 8,
3018 Bern/Postfach, Telefon 031 . 66 03 17
Sekretariat des Bernischen Lehrervereins:
3011 Bern, Brunnigasse 16, Telefon 031 . 22 34 16

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner,
chemin des Adelles 22, 2800 Delémont, tél. 066 . 2 17 85
Secrétariat de la Société des instituteurs bernois:
3011 Berne, Brunnigasse 16, téléphone 031 . 22 34 16



(Photo: Wolf Krabel)

Alle den Textteil betreffenden Einsendungen und Bücher an die Redaktion. Bestellungen und Adressänderungen an das Sekretariat des BLV, Brunngrasse 16, 3011 Bern, Telefon 031·22 34 16, Postcheck 107 Bern.

Redaktor der «Schulpraxis»: H.-R. Egli, Lehrer, 3074 Muri bei Bern, Gartenstrasse 6, Telefon 031·52 16 14.

Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 20.— (inkl. «Schulpraxis» Fr. 26.—), halbjährlich Fr. 10.— (13.—).

Insertionspreis: 28 Rp. die einspaltige Millimeterzeile. Annoncenregie: Orell Füssli-Annoncen AG, 3001 Bern, Zeughausgasse 14, Telefon 031·22 21 91, und übrige Filialen · Druck: Eicher & Co., Bern

Prière d'envoyer ce qui concerne la partie rédactionnelle (y compris les livres) au rédacteur. Pour les changements d'adresses et les commandes écrire au Secrétariat de la SIB, Brunngrasse 16, 3011 Bern, téléphone 031·22 34 16, chèques postaux 107 Berne.

Prix de l'abonnement par an: pour les non-sociétaires 20 fr. («Schulpraxis» inclus 26 fr.) six mois 10 fr. (13 fr.)

Annonces: prix des annonces pour la ligne d'un millimètre une colonne 28 ct.

Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces SA, 3001 Bern, Zeughausgasse 14, téléphone 031·22 21 91, ainsi que les autres succursales.

Inhalt – Sommaire

Weihnachts-Choral	723
Über religiöse Erziehung	723
Sprachecke	726
Das Märchen und die Welt des Kindes	726
Bernischer Mittellehrerverein	727
Verschiedenes	727
Buchbesprechungen	728
Redaktionelle Mitteilungen	730
Vœux de Noël	730
Les sapins	730
Père Grégoire Girard (1765–1850)	730
Expositions destinées à l'information professionnelle ...	731
Avec les maîtres de classes uniques	732
Bibliographie	733
Sekretariat/secrétariat	733

Lehrerkalender 1966/67

Preise:

Ringbuch	mit Ringbuchhülle	Fr. 9.—	} + evtl. Porto
	ohne Hülle	Fr. 4.50	
Spiralheftung	mit Portefeuille	Fr. 6.50	
	ohne Portefeuille	Fr. 5.—	
Ersatz-Notizblätter (je 50 Blatt)		Fr. —.95	
(bitte angeben, ob für Ringbuch oder Spiralheftung)			
Ersatzblätter Zensuren (nur für Ringbuch lieferbar je 10 Blatt)		Fr. —.40	

Vereinsanzeigen – Convocations

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Dienstag, 4. Januar 1966, 12 Uhr* (schriftlich) in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speicher-gasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden.

IMK – Interkantonale Mittelstufenkonferenz

Einladung zur Hauptversammlung, Samstag, den 15. Januar 1966 in Zug.

Beginn: 9.30 im Hotel Löwen (Landgemeindeplatz am See).

Dr. Ulrich Bühler und Mitarbeiter des Sektors A:

- zu den Grossversuchen 1965/66
- Vorschläge zur Beurteilung des mündlichen sprachlichen Ausdrucks
- Aussprache

14.00 Traktanden der Hauptversammlung

Begrüssung durch Herrn Landammann Dr. Hans Hürlimann, Zug

15.00 Referat mit Filmen

Das Schulfernsehen hinter und vor der Bildscheibe
von Myran Meyer, Lehrer, Zug.

Anschliessend Diskussion.

Damit wir für die Vormittagssitzung genügend Plätze und schriftliche Unterlagen reservieren können, bitten wir um eine Anmeldung mit einer Postkarte bis zum 10. Januar an das Sekretariat der IMK, Untere Altstadt 24, Zug. Den Mitgliedern der IMK wird der *Jahresbericht* zugesandt. Nichtmitglieder erhalten ihn gegen Einzahlung von Fr. 2.— auf Postcheckkonto: IMK Interkantonale Mittelstufenkonferenz Zug, 60 – 17 645 Luzern.

Mit kollegialem Gruss: *Der Vorstand der IMK*

An die Mitglieder der Schweizerischen Lehrerkrankenkasse

Nach dem Inkrafttreten des revidierten Bundesgesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung fasste die Delegiertenversammlung vom 12. Juni 1965 die grundlegenden Beschlüsse zur Anpassung der Kassenstatuten und Reglemente an die neuen Gesetzesbestimmungen. Die ab 1. Januar 1966 geltenden Statuten und weitem Kassenerlasse befinden sich gegenwärtig im Druck. Es ist beabsichtigt, die neuen Statuten mit der Zustellung des Einzahlungsscheins für die Mitgliederbeiträge des 1. Semesters 1966 im Laufe des Monats Januar an alle Kassenmitglieder abzugeben.

Durch die neuen Statuten erfahren die Kassenleistungen abermals eine beträchtliche Erweiterung, namentlich bei Behandlung in Heilanstalten, für Kuren und physikalische Heil-anwendungen, wozu auch die chiropraktische Behandlung zu rechnen ist. Das neue Bundesgesetz regelt ferner in gross-zügiger Weise die Mutterschaftsversicherung. Mit dem Aus-bau der Kassenleistungen auf Grund des neuen Gesetzes wird trotz der Verdoppelung der Bundessubvention in allen Ver-sicherungsabteilungen eine Prämienanpassung unumgäng-lich.

Wir bitten deshalb unsere Mitglieder nachdrücklich, mit der Beitragszahlung für das 1. Semester 1966 *zuzuwarten, bis sie die Prämienrechnung nach den neuen Beitragsansätzen erhalten haben*. Besten Dank im voraus für die Beachtung dieser Mit-teilung!

Schweizerische Lehrerkrankenkasse:
Der Vorstand

Weihnachts-Choral

Jahr, dein Haupt neig!
Still abwärts steig!
Dein Teil ist bald verbraucht.
So viel nur Lust
Noch darleihn musst
Als uns ein Tannenzweiglein hauchet.

Herz, werde gross!
Denn namenlos
Soll Lieb in dir geschehen.
Welt, mach dich klein!
Schliess still dich ein!
Du sollst vor Kindesaug bestehen!

Max Mell

Über religiöse Erziehung

Von Dr. W. Schohaus, Zürich

Religion ist *Privatsache*. Sie ist Inhalt unseres persönlichen, intimsten Erlebens. Sie erträgt keine Bevormundung, keinen Zwang, keine Aufdringlichkeit und keine Gleichmacherei. Den Weg zum Heil kann kein anderer für uns gehen. Es ist unser ganz individuelles Schicksal, ob wir die Ruhe in Gott zu finden vermögen.

Religion ist aber nichtsdestoweniger *Gemeinschaftssache*. Das war sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Alles religiöse Leben drängt zur Mitteilung. Der religiös Ergriffene kann nicht schweigen. Im Kultus der Gemeinde aber steigert sich das religiöse Gefühl des einzelnen, und es wird auch der religiös weniger begabte Mensch durch die gemeinsame Welle der Herzenserhebung erfasst. In Zeiten des Niedergangs der grossen Kirchen blühen die Sekten auf.

Die *christliche* Religion ist aber noch in einem ganz besonderen Sinne Gemeinschaftssache: Die Lehre Christi hat nicht nur ein neues Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern auch ein neues Verhältnis der Menschen untereinander begründet. Nach dem Evangelium Jesu kann es keine wahre Gotteskindschaft geben ohne menschliches Brüdertum.

Man kann in unserer Zeit von Menschen, welche dem sonntäglichen Gottesdienst fernbleiben, etwa den Ausspruch hören: «Ich gehe am Sonntagmorgen lieber in die Natur hinaus als in eine dumpfe Kirche, um hier eine mittelmässige Predigt anzuhören; in Wald und Feld und Flur finde ich viel leichter Andacht und Erbauung.» Das ist in der Regel das etwas wichtigtuersische Gerede von Individualisten, denen eine tiefere religiöse Erlebnisfähigkeit abgeht. Sie verwechseln bestenfalls eine romantisch-pantheistische Stimmung mit religiöser Ergriffenheit. – Gewiss, Gott offenbart sich auch in der «Natur», und es gibt Menschen, die gerade dieser Offenbarungsform weit offenstehen. Aber das nach der Verbindung mit dem Ewigen hungernde Gemüt will Gott nicht nur spüren – es will ihm *dienen*. Es will Kultus, das heisst eben Gottesdienst. Es sehnt sich nach einem konzentrierten und aktiven Ausdruck seiner Ergebenheit.

Es will knien und opfern, beten und singen. Das alles aber erfordert die Teilhabe an der Herzenserhebung einer religiösen Gemeinschaft.

Keine Naturbetrachtung und wohl auch keine Andacht im stillen Kämmerlein kann die gotterfüllte Stimmung erzeugen, die als religiöses Gemeinschaftserlebnis zum Beispiel im Gesang bestimmter Kirchenlieder zum Ausdruck kommt. *Der Weg der Gemeinschaft mit Gott führt durch die menschliche Gemeinschaft hindurch*. Das hat in der ganzen pädagogischen Literatur niemand klarer dargestellt als *Heinrich Pestalozzi*. Die Hinleitung des Kindes zur Gottesverehrung nennt er den «Schlußstein meines ganzen Systems». Der Mensch soll zum Vatergott in ein Kindesverhältnis kommen. Das Lehren von Glaubenssätzen kann aber nie zu diesem Ziele führen. Das Kind muss in seiner nächsten Umgebung, das heisst im Elternhause, fühlen und verstehen lernen, was Liebe, was Vertrauen, was Dankbarkeit ist. Nur durch das Medium des Menschlichen hindurch kann das Kind auf das Göttliche hingelenkt werden. Pestalozzi sagt dies so: «Das sehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muss Menschen lieben, ich muss Menschen trauen, ich muss Menschen danken, ich muss Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen: denn, wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will er seinen Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?»

Im besonderen ist es – nach Pestalozzi – das Verhältnis des Kindes zur *Mutter*, aus dem dann später die rechte Gottesverehrung aufkeimt. Das «Heiligtum der Wohnstube» formt alle die Gefühlseinstellungen vor, die später eine echte Frömmigkeit ausmachen. Dass die Religiosität vorwiegend eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes (oder eines bestimmten Wortbekenntnisses) sei, das betont Pestalozzi immer wieder: «Ich glaube an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott; Gott ist der Gott meiner Mutter, er ist der Gott meines Herzens, er ist der Gott ihres Herzens; ich kenne keinen andern Gott, der Gott meines Hirns ist ein Hirngespinnst . . ., er ist ein Götze, ich verderbe mich in seiner Anbetung; der Gott meines Herzens ist mein Gott, ich veredle mich in seiner Liebe.»

So haben die Erzieher, und vornehmlich die Mütter, das unvergleichlich hohe Amt, für die kleineren Kinder Gottes Stellvertreter zu sein. Je mehr aber die «Selbstkraft» im Kinde wächst, desto mehr muss der Erzieher aus dieser autoritativen Stellung heraustreten, um ihm den Weg zu seinem Gotte freizumachen, denn es wird ja nun fähiger, zu Gott in eine unmittelbare Beziehung zu treten. Dazu sagt Pestalozzi: «... sie (die Mutter) drückt ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es ist ein *Gott*, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst... Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die sich an ihrer Brust entfaltet hatten, erweitern sich und umfassen von nun an Gott wie den Vater, Gott wie die Mutter.» So tritt die absolute göttliche Autorität an die Stelle der nur menschlichen. Der Erzieher aber soll diese Ablösung und Umstellung bewusst und selbstverleugend fördern.

So sahen wir: Durch das Medium der Gemeinschaft im engsten Kreise (das heisst eben in der Familie) wächst das Kind in die Gottesgemeinschaft hinein. Die Familie erfüllt diese frömmigkeitsbildende Funktion um so vollkommener, je stärker sie von echtem Glaubensgeist durchdrungen ist. Auf zwei geistige Elemente kommt es dabei vor allem an: auf Ehrfurcht und rechte Liebe.

Ehrfurcht bedeutet Anerkennung des Überlegenen. Sie bedeutet Respekt vor allem Ewigen, auch gegenüber allen irdischen Formen, in denen es in Erscheinung tritt. Ehrfurcht ist nichts anderes als der Ausdruck des Respektes vor Gott, welcher die tiefe Achtung vor Gottes Schöpfung mit einschliesst. – Ehrfurcht sollte das Familienleben beherrschen als Achtung der Eltern vor den Kindern und vor sich selbst, – als Achtung der Kinder gegenüber den Eltern, untereinander und vor sich selbst und als tiefer Respekt aller gegenüber dem durch Gott geheiligten Geist der Gemeinschaft.

Die *rechte Liebe* des Erziehers offenbart sich in seiner Fähigkeit, die Kinder dankbar so hinzunehmen, wie Gott sie geschaffen hat, – mit all ihren Vorzügen und Mängeln. Eltern, die von dieser wahrhaft frommen Liebesfähigkeit erfüllt sind, werden sich deshalb nicht weniger bemühen, ihre Kinder sittlich zu fördern. Aber sie werden es nicht an jener Toleranz fehlen lassen, welche in dem demütigen Bewusstsein wurzelt, dass die Änderung der Wirklichkeit letzten Endes nicht innerhalb menschlicher Kompetenz liegt. Und so werden sie es einem Kinde niemals übelnehmen, dass es eben das Schicksal hat, in seiner Weise unvollkommen zu sein; sie werden darüber nicht einmal trauern, weil sie wissen, dass die Kinder nicht so sein können, wie wir es wünschen, sondern so sein müssen, wie sie geschaffen wurden. Das ist auf Gottergebenheit gegründete wahre Erzieherliebe. In der Atmosphäre solcher Elternliebe kann die Frömmigkeit der Kinder ungehemmt gedeihen, weil sie sich in der Güte des Schöpfers anerkannt und geborgen fühlen.

Solcher Geist der Ehrfurcht und der frommen Duldung bildet die Voraussetzung dafür, dass die *religiösen Hausgebräuche* sich natürlich in den Lebensstil der Familie einfügen und demgemäss auch die Kinder in ihren Bann zu ziehen und seelisch zu formen vermögen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, dann verliert die Frage, ob man im Schosse der Familie religiöse Gebräuche pflegen soll, jede grundsätzliche Bedeutung. Hausandachten, Vorlesen aus der Bibel, gemeinsames Beten und Singen, – all das vermag dann ganz natürlicher Ausdruck des Verbundenseins in Gott zu sein. Es kommt nur darauf an, ob man zu solchem Tun den eindeutigen Willen und die nötige Besinnlichkeit aufbringt.

Nun gibt es freilich Väter und Mütter, die häusliche Besinnungsstunden aus echter Sehnsucht nach einer religiösen Orientierung des Familienlebens einführen möchten. Sie finden aber den Mut nicht dazu. Sie kommen über eine lähmende Befangenheit nicht hinweg. Es fehlt ihnen vor allem am rechten Selbstvertrauen; sie leiden am Bewusstsein der mangelhaften eigenen Glaubensfestigkeit und getrauen sich deshalb nicht, in ihrer Familie laut zu beten, heilige Texte vorzulesen oder gar in Betrachtungen dem persönlichen religiösen Innenleben Ausdruck zu geben. (Das ist ja auch in der Familie viel schwieriger als vor fremden Menschen, weil im in-

timsten Kreise jeder unechte Unterton mit Sicherheit registriert wird.) Und so verzichtet man dann leicht auf diese häusliche Glaubenspflege.

Das ist schade. Man sollte all diesen Gutwilligen, aber Zaghaften dies zum Bewusstsein bringen: Das rechte Verhältnis zu Gott ist nicht etwas, das man ein für alle Male «hat». Gott nahezukommen ist für uns Menschen eine ewige Aufgabe. Auch der frömmste Mensch ist nur mit einem Teil seines Wesens auf Gott gerichtet; ein anderer Teil strebt auch bei ihm stets von Gott weg. Diese Wahrheit ist im Neuen Testament mit schönster Klarheit in den Worten jenes Vaters ausgedrückt, der um das Leben seines Sohnes bangt: «Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben» (Mk 9, 24).

Die Frage, ob die religiösen Hausbräuche den seelischen Bedürfnissen der *Kinder* entsprechen, ist grundsätzlich zu bejahen: Das normale Kind hat ein natürliches religiöses Ahnungsvermögen. Es hat einen ausgesprochenen Sinn für das Symbolhafte und das Kultische. Es ist ebensogut der Andacht fähig wie der Erwachsene, und es hat ebenso sehr wie er Verständnis für die *Gebärden* der Frömmigkeit.

Freilich gibt es Leute, die sich später nur ungern, zum Teil sogar mit Widerwillen an solche häusliche Gepflogenheiten erinnern. Das liegt aber durchaus nicht an der Sache selbst, sondern an der unrichtigen Art ihrer Durchführung: Diese Besinnungsstunden sollten frei bleiben von jedem Einschlag von Muckertum und Fanatismus. Vor allem aber muss man mit diesen Übungen masshalten; jede Überbetriebsamkeit führt bei den Kindern zu Übersättigung und innerer Abkehr. Wichtig scheint mir vor allem der Grundsatz zu sein, dass diese gemeinsamen Erbauungen für alle Hausgenossen und selbstverständlich auch für die Kinder völlig freiwillig sein müssen. Man soll niemals einen Menschen zu Gott hinstossen oder hinschleppen wollen.

Es ist nicht immer leicht, bei dieser häuslichen Frömmigkeitspflege die *natürliche Schamhaftigkeit* des Kindes gebührend zu schonen. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie peinlich es mir als Kind war, Erwachsene mit milder Stimme vom «Heiland», von den «lieben Engelein» usw. reden zu hören. Da stimmte etwas nicht. Besonders scheu war ich in der Kundgabe eigener religiöser Gefühle. Unbefangen beten konnte ich nur allein mit der Mutter; schon mit dem Vater wäre es mir eine Qual gewesen. Einmal stellte ein erwachsener Gast recht unvermittelt die Frage an mich: «Hast du eigentlich den Heiland lieb?» Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und heute noch gehört diese Episode zu den peinlichsten Erinnerungen aus meiner Jugend.

Das entspricht wohl durchaus der natürlichen Reaktion eines Kindes. In der Jugend empfindet man eine elementare Abneigung, seine intimeren Gefühle zu zeigen. Man redet als Kind ja auch nicht von seinen Angstträumen, von seinen geheimen Wünschen, von seinen Verliebtheiten und von seinen tieferen Idealen. Diese Scheu der Preisgabe des Persönlichsten besteht auch hinsichtlich der religiösen Gefühle; das Kind ist der Profanierung dessen, was ihm heilig ist, durchaus abhold. – Die Erwachsenen aber sollten diese Scheu der Kinder taktvoll respektieren. Sie sollten ihm nie durch eigene seelische Entblössung ein Ärgernis geben, – noch viel weniger aber das Kind selbst zu irgendwelchen Gefühls-

indiskretionen veranlassen. Das heisst mit andern Worten: Die gemeinsamen Erbauungen sollten von einer sauberen Sachlichkeit geprägt sein. Nicht die Subjektivität unserer Gefühle sollte dabei im Vordergrund stehen, sondern die Objektivität Gottes.

Natürlich muss man damit rechnen, dass die jungen Leute sich im *Pubertätsalter* diesen häuslichen Erbauungen entziehen. Das liegt in den psychologischen Gegebenheiten dieser Lebensphase begründet. Die Jugendlichen sind in diesem Alter verschlossen, in sich gekehrt als früher. Sie sind stark mit sich selbst beschäftigt. Sie geraten mit der älteren Generation, und besonders mit den Eltern, in mannigfaltige Konflikte hinein. Sie rebellieren innerlich mehr oder weniger gegen sämtliche Autoritäten und sind von einem starken Selbstständigkeitsdrang erfüllt. All dies entfremdet sie dem religiösen Hausegeist. Nehmen wir diesen Wandel als ein entwicklungsnotwendiges Stadium gelassen hin. Es bleibt ja die Hoffnung, dass sich der junge Mensch am Ende seiner Gärungszeit zum Gemeinschaftsgeiste seines Elternhauses zurückfindet.

Wir sahen, wie durch die Gemeinschaft mit Menschen ein Weg zu Gott bereitet wird. Die Gemeinschaft mit Gott aber führt immer wieder zurück zu den Menschen. So schliesst sich der Kreis. – Es gibt kein stärkeres Band unter den Menschen als gemeinsamer Glaube. Das zeigt sich besonders deutlich immer wieder in Zeiten der kulturellen Auflockerung und des Zerfalls. Das stärkste menschliche Brudertum wird nicht durch Kunst, nicht durch Wissenschaft, nicht durch Technik, nicht durch Sitte geschaffen, auch nicht durch die Gleichheit des wirtschaftlichen Schicksals, des politischen Bekenntnisses oder der Rasse. Im gemeinsamen Streben nach Erlösung aus der Daseinsangst liegt das beste, das zuverlässigste Verteidigungsmittel der Menschen. Der tragfähigste Gemeinschaftsgrund ist die Religion.

*

Soll man die Kinder beten lehren? Es gibt auch unter den Erziehern, welchen die religiöse Erziehung ein echtes Anliegen ist, solche, welche die Anleitung zum Gebet für kleinere Kinder (etwa bis zum 8. oder 9. Lebensjahre) ablehnen. Es ist immer wieder dasselbe Argument, das zugunsten dieses Standpunktes ins Feld geführt wird: «Beten geschieht in Worten. Diese Worte aber kann das kleinere Kind noch nicht recht verstehen. Es wird daher zu einem gedankenlosen Tun angehalten. Das Beten wird so zum Plappern herabgewürdigt.»

Ist diese Gedankenfolge stichhaltig? Es war im 18. Jahrhundert, als diese Denkart aufkam, ein Bestandteil der Aufklärungsphilosophie. J.-J. Rousseau hat als Pionier dieser rationalistischen Weltanschauung sogar gefordert, dass dem jungen Menschen bis zu seinem 15. Lebensjahre keinerlei religiöse Unterweisung zuteil werden sollte. Erst mit diesem Alter beginne die Fähigkeit zur vernunftmässig-kritischen Auffassung religiöser Lehren. Jede frühere Vermittlung religiöser Anschauungen und Begriffe bedeute deshalb eine autoritative Vergewaltigung der kindlichen Seele.

Die Meinung, dass das Erfassen religiöser Wahrheiten wesentlich eine Sache des Verstandes sei, hat sich vielfach über das Aufklärungszeitalter hinaus erhalten; sie

hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neuerdings an Boden gewonnen und macht sich auch heute noch als intellektualistische Trübung religiöser Seelenhaltung bei unzähligen Menschen bemerkbar.

Angesichts dieser Tatsache ist es auch in unserer Zeit immer wieder notwendig, dass man sich auf das wahre Wesen der Religion besinnt:

Religion ist das Gerichtetsein des Menschen auf Gott. Sie ist zugleich das Fundament unserer gesamten Einstellung zur Welt und zum Leben. – Religion ist ihrem Wesen nach immer Angelegenheit des ahnenden Gemütes, das Gefühl für das Eine und Ganze. Das Vorstellbare, das Begriffliche, das in Worte Fassbare ist immer nur Zutat. Es sind stammelnde Versuche, dem grossen Erleben Ausdruck zu geben.

Glaube im religiösen Sinne ist nicht wesentlich ein Fürwahrhalten bestimmter Lehren, das heisst bestimmter Behauptungen über Geschehnisse und Beziehungen. Glaube ist eine Hingabe unserer Person; er ist das Aufgeben unserer individuellen Interessen zugunsten des Aufgehens in Gott.

Und *Frömmigkeit* ist die ergriffene Hingabe an das Ewige. Sie schliesst in sich die demütige Bejahung des Schicksals, das ja den «Willen» des Ewigen ausdrückt.

Religion ist somit durchaus nur sekundär Sache des Verstandes. Sie kann nicht «gelehrt» werden wie etwa Geschichte oder Geometrie. Wohl kann man sie ein Stück weit in die Sphäre des Begrifflichen ziehen. Man kann über Angelegenheiten der Religion reden, man kann Urteile darüber bilden und Lehrsysteme aufstellen. Aber man ist damit so weit vom Wesen der Religion entfernt, wie man vom wirklichen Kunsterleben entfernt ist, wenn man etwa ein Gemälde nach seiner gegenständlichen Darstellung analysiert. (Man vergleiche hierzu das im ersten Teil dieses Aufsatzes angeführte Bekenntnis Pestalozzis: «... Gott meines Hirns ist ein Hirngespinnst ...»).

So ist auch das *Beten* keine verstandesmässige Handlung. Beten ist eine Gebärde der Hingabe. Beten ist Meditation, ein Eintauchen in den Einheitsgrund alles Seins.

Zumeist geschieht das Beten nun zwar in Worten. Aber der begriffliche Gehalt dieser Worte ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Gebetsworte sind lediglich Symbole für das im Grunde Denkungtaugliche und Unausprechbare.

Und darum ist zwischen dem Beten des Kindes und dem Beten des Erwachsenen gar kein wesentlicher Unterschied. Was sich der Erwachsene bei seinen Gebetsworten «denkt», ist im Hinblick auf seine wahre Andacht belanglos. Das naivste Gebetsprüchlein aus der Kindheit kann daher dem gelehrtesten Menschen zur Erreichung der Gebetsversenkung genügen. Der rechte Betende ist immer ein Kind, insofern, als er unter Ausschaltung des eitlen Verstandes vor Gott hinzutreten vermag.

So können wir denn die Kinder getrost beten lehren! Es kommt ja nicht auf den Denkinhalt der Worte an. Das Gebet bringt dem Kinde denselben Segen wie dem Erwachsenen: Es bringt ihm Beruhigung, Trost, Bannung der tiefen Ängste und ein seliges Gefühl des Geborgenseins. Schon vom dritten Lebensjahre an haben die Kinder Sinn für das Heilige, und demgemäss stehen sie dem Gebeterlebnis offen.

Man befürchtet etwa, das Beten der Kinder könnte zu einer äusserlichen Gewohnheit werden. Wohl ist ein Beten aus Gewohnheit weniger wert als ein Beten aus spontanem Bedürfnis. Ein Gewohnheitsgebet ist aber immer noch eine Gebärde der Hinwendung zum Ewigen, wenn auch eine schwache Gebärde. Solches Beten erhält einen Zustand, der jederzeit der Vertiefung fähig ist. Deshalb sollten wir versuchen, unsere Kinder ans Gebet zu *gewöhnen*.

Noch dies: Man soll sich hüten, von den Kindern das Beten wie die Erfüllung einer sittlichen Pflicht zu fordern. Darin liegt eine bedenkliche Vermoralisierung des Gebetes. Beten ist nicht eine Angelegenheit des moralischen Lebens; es ist vielmehr ein Ausdruck der Frömmigkeit. Der Mensch muss nicht beten, er *darf* beten. – Wir sollen deshalb nie zu einem Kinde sagen: «Du bist brav, wenn du betest.» Wohl aber dürfen wir etwa sagen: «Der liebe Gott freut sich, wenn man sich an ihn wendet», oder «Dein Herz wird leichter werden, wenn du betest». – Es trägt wohl nichts so sehr dazu bei, den Kindern das Beten überdrüssig zu machen, als eben die sehr verbreitete Gewohnheit, ihm Pflichtcharakter beizulegen. Betenkönnen ist letzten Endes Gnade, so wie Glaubenkönnen Gnade ist.

Der eigentliche Gehalt des echten Gebetes liegt immer darin, dass es eine Gebärde der Hingabe, des Vertrauens und der Demut ist. Auch das *Bittgebet* kann im Grunde nur den Sinn haben, dass wir in ihm zum Ausdruck bringen, dass wir uns in allen Dingen von Gott abhängig wissen und dass wir diese Abhängigkeit demütig bejahen und uns in ihr geborgen wissen. «Werfet alle eure Sorge auf ihn.» Wo das Bittgebet getan wird, um irgendeinen Vorteil von Gott zu erreichen, da ist es im Grunde unreligiös, da ist die religiöse Haltung «verzweckt». Die Gefahr solch selbstsüchtiger Gebetsentstellung liegt aber schon bei den Kindern nahe. Neben dem Bittgebet sollte deshalb mit den Kindern viel mehr als es allgemein geschieht das *Dank- und Lobgebet* gepflegt werden. Solches Beten bleibt viel leichter ein ungetrübter Ausdruck reiner Frömmigkeit.

Aus: «Im Dienste der Gesundheit». Zeitschrift der Basler Lebens-Versicherungs-Gesellschaft, 32. Jahrgang, Nr. 4.
Abdruck mit freundlicher Druckerlaubnis der Basler-Leben.

Sprachecke

Von Kantonen und unsicheren Kantonisten

Sie haben recht, lieber Herr E., «man», der Schweizer «Mann» ganz besonders, darf und soll wissen, was der Begriff Kanton ursprünglich bedeutet und wo er sich herleitet. – Allzu alt ist er in unsern Gauen nicht: die eidgenössischen Gliedstaaten hiessen «Orte»; man spricht bekanntlich von einer achtörtigen (nach 1353) und einer dreizehnörtigen Alten Eidgenossenschaft (1513 bis 1798). Noch bis zur Neuordnung des Schweizerhauses im Jahre 1848 hiessen die drei behelfsmässigen drei Hauptstädte Zürich, Bern und Luzern Vororte; Bern war z. B. «das» Vorort im Schicksalsjahr 1847, als die Tagsatzung den Beschluss fasste, der Sonderbund sei aufzulösen, wenn nötig mit Waffengewalt. Dass man neben Ort für den eidgenössischen Einzelstaat auch den

Ausdruck «Stand» verwendete und noch verwendet, bezeugt der Name Ständerat für die Vertretung der Kantone im eidgenössischen Parlament.

Erst 1650 taucht der Begriff «canton» in einer deutsch abgefassten eidgenössischen Urkunde auf; vorher jedoch findet er sich oft in von Frankreich ausgehenden Aktenstücken. Das französische Wort bedeutet Ecke, Winkel, auch Landstrich, Bezirk. Es ist gleichbedeutend mit dem italienischen cantone, einer Vergrösserungsbildung von canto, Winkel, Ecke, – die Verwandtschaft mit Kante = Rand, Ecke ist offenkundig.

Darf ich Sie in diesem Zusammenhang auf eine Redensart aufmerksam machen, die Ihnen zum mindesten nicht ganz fremd sein dürfte: «Das ist ein unsicherer Kantonist» sagt man gelegentlich von einem, auf den kein Verlass ist oder dem man nicht recht trauen kann.

Ursprungsland dieser Redewendung ist der preussische Staat des 18. Jahrhunderts, jenes Preussen, in dem sich die historische, staatenbildende Mission des Absolutismus besonders deutlich äussert. Nach dem Muster des Sonnenkönigs schuf Friedrich Wilhelm I. – er ist der Preussenkönig mit den Korporalsallüren, dem Tabakkollegium und den «langen Kerlen» – ein schlagfertiges stehendes Heer; es verlieh dem königlichen Willen den gewünschten Nachdruck und wurde in der Hand des Nachfolgers, Friedrichs des Grossen, zum Instrument einer gewaltigen Ausdehnungspolitik.

Im Gegensatz zur Schweiz, wo von alters her der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht galt, war das preussische Heer auf der Grundlage der Ungleichheit aufgebaut. Friedrich Wilhelm I. teilte das Land in Aushebungsbezirke, sogenannte Kantone, ein. Jeder Kanton hatte eine bestimmte Anzahl Rekruten zu stellen, die Ausgehobenen wurden Kantonisten genannt. Der Heeresdienst war im allgemeinen wenig beliebt; manch einer suchte sich um die harte Pflicht herumzudrücken oder sich ihm durch die Flucht zu entziehen (man lese in der Lebensgeschichte des Armen Mannes aus dem Toggenburg, Uli Bräker, wie sich dieser zum preussischen Kriegsdienst gepresste Schweizer bei erstbesten Gelegenheit aus dem Staube machte). Dass besonders Bauernsöhne als «unsichere Kantonisten» galten, ist begreiflich. Um ihnen das Entweichen zu erschweren, mussten die Kantonisten vom Tage ihrer Aushebung an bis zum Beginn des Heeresdienstes ein besonderes Zeichen tragen, z. B. eine rote Halsbinde.

Erst 1814 wurde in Preussen das militärische Kantonsystem abgeschafft.

Hans Sommer

Das Märchen und die Welt des Kindes

Das Volksmärchen ist im 20. Jahrhundert, im Zusammenhang mit der Mythenforschung, Symbolkunde und Archäologie, zum Gegenstand vielseitiger wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden: Völkerkunde, Kinder- und Tiefenpsychologie, Religionsgeschichte und Literaturwissenschaft haben die Märchenliteratur durchgepflegt auf der Suche nach Ursprung, Gehalt und Form des Märchens; Hand in Hand mit der Märchenbetrachtung ging die Arbeit des Suchens und Sammelns von Märchengut. Leidenschaftliche und abenteuerliche Sammlerinnen und Erzählerinnen sind z. B. Elsa Sophia von Kamphoeven und Lisa Tetzner. Die grösste Märchensammlung, vor dem Ersten Weltkrieg

begonnen, von Friedrich von der Leyen betreut, ist die des Verlages Eugen Diederichs. Das Werk «Die Märchen der Weltliteratur» wird an die 40 Bände umfassen; 31 Bände sind bereits erschienen.

Eine neue Wesensdeutung des Märchens gab in Vorträgen schon 1908 Rudolf Steiner, der spätere Begründer der Waldorfschulpädagogik. Seine Hinweise wurden grundlegend für eine ganze Reihe von Märchensammlungen und -deutungen, z. B. von Englert-Faye, Bladé, Karutz, Rudolf Meyer und Friedel Lenz, die den empfänglichen Menschen zu einem tiefen und unmittelbaren Märchenerlebnis zu führen vermögen.

So hat sich die Literatur in mannigfaltiger Weise des Märchens angenommen; doch fehlte immer noch die Betrachtungsweise des *Erziehers*. In diese Lücke tritt *Jakob Streit* mit seiner Broschüre «Das Märchen und die Welt des Kindes».*

Mit dieser Schrift kehrt Jakob Streit zurück zu der Intention der Brüder Grimm selber; denn er stellt die Märchen wiederum vor als *Kinder- und Hausmärchen* und begleitet sie mit einem Wort der Brüder Grimm: «Es wird dem Menschen von heimatwegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet... Die Märchen sind teils durch ihre äussere Verbreitung, teils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder wie Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere». Der Absicht des Erziehers entspricht es, seine Arbeit freizuhalten von wissenschaftlicher Terminologie. Das Büchlein, erwachsen aus jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Märchen, ist dem Laien zugänglich und liest sich wie ein reizvolles Heimatbuch, bezogen auf Geistiges. Dabei wirkt sich aus, dass Jakob Streit einen doppelten Zugang zu der Welt des Märchens hat: er schreibt einmal als Erzieher, dann aber auch als Künstler: Erzähler eigener und fremder Legenden, Sagen und Märchen.

Seine Leser Schritt für Schritt mit eindrücklichen, eigenen Erlebnissen zum Nachdenken bringend, weist Jakob Streit hin auf das Märchenbedürfnis, den Bildhunger des Kleinkindes im Spielalter, er zeigt, wie sich ein in der Kindheit erworbener Bilder- und Märchenschatz später verwandelt in geistige Substanz und seelische Heilkraft. Er setzt sich mit heutigen Bilder- und Märchensurrogaten der Unterhaltungsindustrie auseinander: mit der Sprechplatte, mit Comics, Film und Fernsehen, den «Antimärchen» unserer Zeit, die mit mechanischen Mitteln, starr, gewalttätig, unkindlich, lärmend, mit Phantastik, Sensation, immer auch mit Kitsch die Phantasie des Kindes chaotisieren, überreizen oder abstupfen.

Es ist zu hoffen, dass die Beispiele, die der Verfasser erzählt, ihre Wirkung tun. Von der historischen Herkunft, von Sinndeutung und Gehalt des Märchens ausgehend, zeigt er, wie Märchen erzählt werden sollen und wie nicht. Wer selber versteht, wie das Märchen das Gute und das Böse ins Bild verwandelt, wird es beim Erzählen nicht ins Realistische zerren; wer einsieht, dass die ruchlosen, finsternen Mächte im Märchen auftauchen und auftauchen müssen, um im Kampf überwunden und vernichtet zu werden, wird die Kinder auch einmal durch die Angst, durch das Gruseln hindurchführen. Nur so können sie die schliessliche Erlösung, die Befreiung tief und jubelnd miterleben. «Durch Märchenerzählen können die allzu sensiblen Kinder seelisch gekräftigt, die Dickhäuter aber innerlich feiner und weicher gestimmt werden.»

Als Pädagoge kennt Streit die Entwicklungsstufen des Kindes. Er folgt ihnen, indem er angibt, wie und in welchem

* Jakob Streit, Das Märchen und die Welt des Kindes, Schriftenreihe der Schweiz. Vereinigung Schule und Elternhaus, Red. E. Schneiter, Verlag der Kunstanstalt Brügger AG Meiringen.

Zeitpunkt der Lehrer die Kinder in der Volksschulzeit vom Märchen zur Legende, dann zur Sage und schliesslich zur Geschichte führt.

Besonders wertvoll und originell ist das Kapitel, in dem er zeigt, wie der Erzieher selber zum Dichter werden kann, wenn er mit einer eigenen Geschichte, einem «Korrekturmärchen», das Kleinkind zur Einsicht und Umkehr bringen kann, ohne zu moralisieren. – Und wieder ist es das Beispiel, das dem Leser bleibt. – Die besinnliche Brücke vom Märchen zum Kind, von der Fachliteratur zur Mutter und zum Lehrer tut not. Jakob Streit gibt sie. Seine Schrift macht Mut und grosse Lust, mit Kind und Märchen wieder von vorne anzufangen.

H.-W.

Bernischer Mittellehrerverein

Weiterbildungswoche im Schloss Münchenwiler

Voranzeige: In der Woche vom 28. März bis 2. April 1966 veranstaltet der Bernische Mittellehrerverein im Schloss Münchenwiler einen Weiterbildungskurs über das *Exemplarische Lehren* in den Fächern Physik und Mathematik. Die Leitung liegt in den Händen des Begründers des exemplarischen Lehrens, Prof. Wagenschein und seines Mitarbeiters Prof. Raebiger. Der Kurs umfasst nach einer Einführung vor allem Arbeit in Gruppen, Experimentieren, Durcharbeiten eines Lehrgangs, Diskussionen. Ausserdem hält Prof. Heitler, Zürich, zwei Vorträge über «Die Wirkung des modernen naturwissenschaftlichen Denkens».

Ausführliche Ausschreibung erfolgt Mitte Januar 1966.

Der Kantonalvorstand des BMV

Verschiedenes

Hermann Menzi-Cherno zum Gedenken

Hermann Menzi-Cherno war ein hervorragender Volkstheater-Regisseur und stand mit Karl Grunder an der Front im Kampf gegen den Schauerdramen-Schmarren, wie er zu Beginn unseres Jahrhunderts in unser Land hereingeschwemmt wurde und dank beherzten Streitern heute – von Ausnahmen abgesehen – zum Glück überwunden ist. Hermann Menzi war aber im Volk nicht nur bekannt als gewiegener Theatermann, als ein Vater des guten Volkstheaters, sondern auch als begabter Mundartvorleser. Man hörte seine Stimme oft am Radio, man begegnete ihm an Mundartabenden. So wie er das einfache Volk, seine Art und seine Kunst liebte, so liebte er seine Muttersprache, für deren Pflege und Reinerhaltung ihm kein Dienst zu beschwerlich war. 1963 starb er. Aber er soll nicht vergessen werden, seine Verdienste sollen in seiner Emmentaler Heimat, im Bernbiet, im Kreis der Freunde guter Mundart und bodenständigen Volkstheaters in Erinnerung bleiben; seine Arbeit, eine tapfer und ohne Eigennutz geleistete Arbeit, soll weiterwirken. Dafür ist gesorgt durch eine *Gedenkschrift* der Emmementaler Liebhaberbühne. Was die mit charaktervollen Porträts dieses Vollblut-Theatermannes fein illustrierte Schrift aber nicht bieten kann, die Schilderung des Meister-Vorlesers, holt eine *Schallplatte* nach, die der Gedenkschrift beiliegt, eine Langspielplatte von einer halben Stunde Spieldauer. Darauf sind Aufnahmen von Radio Bern festgehalten; Hermann Menzi liest köstliche berndeutsche Kurzgeschichten von Simon Gfeller, Elisabeth Liechti und Karl Uetz.

(Auslieferung von Gedenkschrift und Platte: Geschäftsstelle der Emmementaler Liebhaberbühne, 3411 Rüegsau.)

Ernst W. Eggimann

Buchbesprechungen

MAX FRIEDLI, *Die Ritter von Mattstetten*. Ein Beitrag zur heimatlichen Geschichte. Bern 1965.

Die Ritter von Mattstetten sind Ministerialen, die zuerst im Dienste der Zähringer, dann der Alt- und schliesslich der Neukeyburger standen. Der älteste nachweisbare Vertreter des Geschlechtes, Kuno von Mattstetten – und mit ihm zugleich der Name des Dorfes – taucht erstmals in einer lateinischen Urkunde aus dem Jahre 1201 auf. Der letzte ritterliche Spross der Familie, Henmann von Mattstetten, starb vor dem 5. Juli 1425. Kein Flurname, keine Überreste vertragen, wo die Stammburg, gewiss eine Wasserburg, stand; jedenfalls, so glaubt der Verfasser, nicht mitten im heutigen Dorfe, sondern wohl eher ausserhalb der Siedlung, am damals breiten, gewundenen Laufe der unzugänglichen, sumpfigen Urtenen. Die Güter, Rechte und Einkünfte unserer Dienstmannen von Mattstetten lagen weit zerstreut in einem Gebiete, das sich von Thun bis Solothurn und vom Bielersee bis in die Täler der Emme und der Langeten erstreckte. Wenn schon keiner der Herren über diesen Gesamtbesitz verfügte, so besteht doch kein Zweifel, dass die Verwaltung dessen, was der einzelne besass, namentlich das Eintreiben der Abgaben, stets schwierig und zeitraubend war – eine Feststellung des Verfassers, die auch für so manches andere späte Herrengeschlecht gilt. Ursprünglich war es anders. Der Stoff, den Friedli verarbeitet, ist streckenweise eher spröde. Um so verdienstlicher ist es, dass der Autor nicht davor zurückgeschreckt ist, sich seiner anzunehmen. Er hat aus den oft spärlich fliessenden Quellen, die er aufs genaueste kennt, herausgeholt, was sich aus ihnen herausholen lässt. Es ist reizvoll zu spüren, dass Friedli mit den aufeinanderfolgenden Geschlechtern seiner Ritter und ihrer Gemahlinnen, Söhne, Töchter, Schwäger und Schwägerinnen auf Du und Du steht, und dies in einem Zeitraume von über zweihundert Jahren. Bei aller zeitweisen Dürftigkeit der Quellen ist doch Bedeutendes aus ihnen zu erfahren. Sie verraten, in welchem Verhältnis das Dienstmännengeschlecht zu seinen Herren stand und stehen konnte, was für Aufgaben seiner warteten und wie es im Guten und im Bösen, tätig und leidend, in ihre Taten und Schicksale verwickelt wurde. Das Jahrzeitbuch des Klosters Fraubrunnen führt fünf am Morgarten Gefallene namentlich auf, unter ihnen Uolrich von Mattstetten. Er gehörte zu den 20 Berittenen, die seine jungen Herren, die Grafen Hartmann und Eberhard von Kyburg, Herzog Leopold zuzusenden versprochen. Derselbe Graf Eberhard II., (der Brudermörder), betraute als Stadtherr von Burgdorf später Ritter Peter von Mattstetten mit dem höchsten Amt, das er daselbst zu vergeben hatte. In den berüchtigten kyburgischen Versuch, Solothurn ohne Kriegsansage nachts zu überfallen, wurden auch zwei Herren von Mattstetten verwickelt, der eine ein Ritter, der zweite ein des Schreibens unkundiger Chorherr am St. Ursus-Stift. Er sollte und wollte die Truppen durch seinen Hof an der Stadtmauer einlassen. Nach dem Scheitern des Anschlags musste er fliehen.

In der Arbeit Friedlis spiegelt sich immer wieder die für jene Zeit so charakteristische Verschuldung des Feudaladels. Als eine ihrer Hauptursachen bezeichnet der Verfasser mit Recht das Sinken der Kaufkraft des Geldes. Ausdrücklich beizufügen wäre hier etwa, dass im Gefolge der damaligen Inflation auch der Wert gewisser Teile der Natureinkünfte zurückging. Als Wertmesser für diese wurde nämlich sehr oft ein bestimmter Geldbetrag genannt. Der Verfasser bringt hierfür (S. 21) selbst ein Beispiel: «ein kесе zweiger phenningen wert». In den Urbarien gibt es unzählige ähnliche Stellen: Zwei «swin, der jetweders» 6, 7, 8, 9, 12 Schilling «wert sin sol, 2 lamb, der jedweders 3 Schilling, ein wider, der 4, 13 zigern, der jeglicher 10 Schilling wert sin sol». Mit dem sinkenden Geldwert wurden natürlich auch Käse, Ziger, Schafe und Schweine immer kleiner. Wertbeständig blieben

dagegen die Getreideabgaben, die in Mütt, Malter usw. veranlagt waren.

Zufolge des erwähnten weit verstreuten Besitzes der Ritter von Mattstetten bringt die vorliegende Arbeit nicht etwa nur Materialien, die bloss für dieses Dorf von Interesse sind; im Gegenteil, ein grosser, oben angedeuteter Umkreis ist mitberührt. Auch aus diesem Grunde verdient die gut fundierte Studie mannigfache Aufmerksamkeit. Hervorzuheben bleiben der wohlthuend klare und einfache Stil, die sehr schöne Ausstattung und der instruktive kleine Anhang.

Die Broschüre kann vom Verfasser, 3322 Mattstetten, zum Preis von Fr. 6.– bezogen werden. A. Jaggi

HANS EBELING, *Geschichten aus der Geschichte*. Band 1: Vor- und Frühzeit. Band 2: Abendländisches Mittelalter. Georg Westermann Verlag, Braunschweig. DM 5.80 und 6.80.

«Das wichtigste Mittel des Geschichtsunterrichtes auf der Volksschulstufe ist die anschauliche Erzählung des Lehrers. Sie wird auch Ausschnitte aus charakteristischen Biographien bieten, und zwar nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen*. ... Wenn es dem Lehrer gelingt, dem jugendlichen Geiste Bilder, eindruckliche, wenn möglich unauslöschliche Bilder einzuzichnen, so hat er viel erreicht.»

So zu lesen im Einführungswort zum Geschichtsplan im «Unterrichtsplan für die deutschen Primarschulen des Kts. Bern», S. 67. Im Literaturverzeichnis auf S. 259/267 finden sich denn auch Hinweise auf Bücher, die dem erwähnten Unterrichtsgrundsatz dienen können. Dr. Arnold Jaggi wiederholt obigen Ratschlag in seinen Anleitungen zur Verwendung der obligatorischen Geschichtsbücher für die Oberstufe und in den Erläuterungen zum 2. Band derselben, wo er im Abschnitt «Ohne Anschaulichkeit kein Erfolg im Geschichtsunterricht» u. a. sagt: «Wenn dem Kinde nicht eine Fülle von klaren Einzel-Vorstellungen, von Einzel-Bildern und Einzel-Geschehnissen vermittelt wird, so bleibt ihm der Zugang zu der Welt der Vergangenheit von vornherein verschlossen.»

Es wird sich kein Lehrer, der Geschichtsunterricht erteilt, dieser Belehrung verschliessen. Bei dem eingangs erwähnten Zitat vermisst man nur, dass neben «charakteristischen Biographien» nicht auch historische Erzählungen von guten Schriftstellern erwähnt werden, die doch sicher auch geeignet sind, das Wort des Lehrers zu ergänzen und geschichtliche Entwicklungsstufen, wichtige Ereignisse und Kernpunkte in anschaulicher, packender und sinnfälliger Form in geschlossenen Bildern vor dem Innenleben der Kinder auszubreiten. Wir denken da u. a. an Gotthelf, R. von Tavel, J. Reinhart, Joh. Jegerlehner, Jakob Bosshart, M. Lienert, E. Zahn usw. Es ist erfreulich, dass gerade in dieser Hinsicht unsere Lesebücher eine Lücke schliessen. Daneben bestehen ja auch (neben dem Sachlesebuch «Heimat und Ferne», das leider nur wenige geschichtliche Stücke aufweist) bereits entsprechende Sammlungen; es seien hier nur erwähnt: Dr. Ad. Lätt, Lebendiger Geschichtsunterricht. Schweizergeschichtliches Lesebuch (E. Rentsch, Erlenbach); Johannes Müller, Bilder und Gestalten aus der älteren Schweizergeschichte (H. Feuz, Bern); M. Lienert, Schweizer Sagen und Helden Geschichten (E. Salchli, Bern). Und schliesslich hat Dr. A. Jaggi mit dem Lebensbild «Der Bauernkönig Niklaus Leuenberger» (Viktoria Verlag Bern) den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit eines solchen Anliegens gegeben.

Und nun zu den im Titel genannten zwei Bänden: Sie wollen – auf dem Gebiete der Weltgeschichte – offenbar dem gleichen Zweck dienen, von dem bisher die Rede war: «Geschichten aus der Geschichte». Und doch können wir uns mit dieser Art nicht ganz befreunden. Es handelt sich hier nur zu einem kleinen Teil um quellenmässige oder um

*) Siehe José Ortega y Gasset, Vom Einfluss der Frau auf die Geschichte. Verlag Hermann Rinn.

historisch-erzählende, von Schriftstellern verfasste *Hilfen* für den Lehrer, um *Ergänzungen* seines Wortes, sondern um Zusammenfassungen ganzer Kapitel aus der Feder des Herausgebers H. Ebeling, z. B.:

Bd. 1: Geschichten aus der heimischen Vergangenheit, Die Zeit des Ackerbaues, Metallzeit, Hellas, Rom usw.

Bd. 2: Klosterleben, Kreuzzüge, Vom ritterlichen Leben, Das Leben in der mittelalterlichen Stadt, vom Leben der Bauern, Erfinder und Künstler (Gutenberg, Nürnberger Ei, Albrecht Dürer, Meistersinger) usw.

Welche Aufgabe hat dabei nun der Lehrer? Ausschmückendes oder auszugsweises Nacherzählen? Beides ist unbefriedigend. So bleibt nur noch folgende Verwendung denkbar: entweder für den Selbstunterricht oder als das Lehrerwort ergänzende Hauslektüre; für beide Arten werden die Bücher wirklich gute Dienste leisten können. Dann wäre noch besonders hervorzuheben: die umfassende Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen, kultur- und geistesgeschichtlichen Lehrgebiete, die schönen farbigen Tafeln und die vielen, das Wort illustrierenden Text-Zeichnungen. Und noch ein Letztes: Band 1 schliesst mit einem «Verzeichnis spannender Bücher (Jugendschriften) zum Weiterlesen». Schade, dass ein solches nicht auch den Band 2 abschliesst. Hier wäre zu finden, was den im 1. Teil der Besprechung vertretenen Lehrgrundsatz betrifft.

P. F.

ERNST GEHMACHER, *Wettlauf mit der Katastrophe*. Europäische Schulsysteme. Europa Verlag Wien, Frankfurt, Zürich. 1965. 220 S., brosch., DM 13.80.

Der Verfasser des anzuzeigenden Buches, ein etwa vierzigjähriger Österreicher, musste sich in schlimmster Zeit seinen eigenen Weg suchen zu volkswirtschaftlicher, erzieherischer und schriftstellerischer Tätigkeit. Er tat das offenbar mit gutem Erfolg und gelangte dabei zu der Überzeugung, dass das Schulwesen der Welt von Grund auf und mit wirksamsten Mitteln umgestaltet werden müsse. Wie schon der marktschreierische Titel vermuten lässt, nimmt er den Mund gerne etwas voll. Er unterschätzt das Bestehende und Vielfältige und sucht das Heil im Planen, Ausgleichen und Vorwärtstürmen, einem «Überfluss von Bildung» entgegen, der zu «neuen, stärker geistig orientierten Lebensformen» führen soll.

Von solchen hochtönenden Umrahmungen und Einschaltungen abgesehen, bringt das Buch eine von zahlreichen Tabellen und graphischen Darstellungen durchsetzte Übersicht über das so vielgestaltige europäische Schulwesen, einschliesslich desjenigen der kommunistischen Staaten Osteuropas, unter vergleichender Beiziehung der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Auf engem Raum sind viele Zahlen und Tatsachen so zusammengefasst, dass gemeinsame und unterschiedliche Züge herausgelesen werden können. Es ist auch ein geschichtlicher Rückblick auf das Werden des europäischen Schulwesens eingefügt. Mehr Gewicht legt der Verfasser aber auf die von Gegenwart und Zukunft neu gezeichneten Ziele und Aufgaben der allgemeinen Bildung, die nach seiner Ansicht zum Hauptanliegen der Menschheit werden muss, wenn sie eben der Katastrophe entgehen will.

Es wird in dem Buch überaus viel an Stoff und Gedanken geboten. Dabei fehlt aber eine klare Gliederung. Seine einzelnen Teile sind eher zusammengestückelt als sorgsam zu einem Ganzen gestaltet. Trotz ihrer Mängel ist die Schrift aber ein nützliches Nachschlagebuch für alle, die sich im Gewirr der europäischen Schulsysteme zurechtfinden möchten.

Karl Wyyss

CORRELL WERNER, *Programmiertes Lernen und Lehrmaschinen*. (Eine Quellensammlung zur Theorie und Praxis des programmierten Lernens) Westermann Taschenbuch, Braunschweig 1965. DM 8.90.

Diese Quellensammlung lässt verschiedene Förderer des programmierten Unterrichts zu Worte kommen. Grundlegend sind die Arbeiten von B. F. Skinner, der um 1954 den Anstoss zu dieser neuen Lernmethode in Amerika gegeben hat, nachdem schon S. L. Pressey in der Mitte der zwanziger Jahre auf die Möglichkeiten des «automatischen Lehrens» hingewiesen hat.

Im 1. Teil, in der «Theorie des programmierten Lernens», werden neben einer theoretischen Grundlegung Maschinen und ihre Möglichkeiten dargeboten, und im 2. Teil, der «Anwendung in der Praxis», erhält man Einblick ins eigentliche «Psychologie-Labor».

Eine reichhaltige Literaturangabe und Quellenhinweise machen die Schrift zu einem guten Nachschlagewerk. Der Neuling auf diesem Gebiet erhält von den vielseitigen und sicher wissenschaftlich begründeten Bestrebungen ein gutes Bild. Worum geht es letzten Endes? Der Schüler soll den Lehrstoff mit Hilfe einer Maschine selber erarbeiten, die Maschine korrigiert Fehlleistungen, und dem Lehrer soll mehr Zeit bleiben für die Betreuung und eigentliche Erziehung seiner Schützlinge.

Bei der Lektüre des interessanten Buches wurde es dem gut bernischen Lehrer etwas unbehaglich zu Mute, sah er doch immer wieder in Gedanken seine kleinen Schützlinge, vor einer leblosen Maschine sitzend und auf ein positives oder negatives Urteil wartend. Wie lange würden meine Fünftklässler wohl so stille sitzen? Und noch eines: Wirkt nicht auch der vom Lehrer dargebotene Stoff gerade durch die Art der Darbietung und durch das Eingehen auf die Individualität der Kinder erzieherisch? Darf man Unterrichten von Erziehen trennen?

A. Peter

KUSCH-GAIDA, *Mathematik für Mädchenschulen*, Teil 1, *Arithmetik* (Verlag W. Girardet, Essen), 210 Seiten, kartoniert, DM 12.80.

Ungewohnt für uns mag die Bezeichnung «für Mädchenschulen» sein. Sie ist deutschen Schulverhältnissen angepasst. Was das Buch bietet, ist jedoch für unsere Buben genauso geeignet wie für Mädchen.

Verwirrend ist unter Umständen auch der Titel «Arithmetik», der hier nicht das Rechnen mit bestimmten Zahlen, sondern vielmehr das algebraische Rechnen umschreibt.

Daneben aber darf das Buch getrost in die Hand des Lehrers, des Schülers und vor allem auch des Autodidakten gelegt werden: Klar gegliedert, reicht sein Aufbau bei der traditionellen Algebra von den Anfängen bis zum Rechnen mit Logarithmen, bei der Gleichungslehre bis zu Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, bei der Reihenlehre bis zu den Zinseszins- und Rentenrechnungen. Im Anhang wird noch der Gebrauch des «Rechenstabes» erklärt, geben 300 Wiederholungsbeispiele und einige Prüfungsgruppen dem Lernenden Gelegenheit, festzustellen, wie weit sein Gesamtwissen sitze und wie rasch er sich anwenden lasse. (Der Schlüssel muss allerdings separat erworben werden!)

Die einzelnen Abschnitte des Buches sind sehr übersichtlich gestaltet. Der erklärende Text ist von der mathematischen Rechnung sauber getrennt. Über Ziffern und ihre Regeln führt die Verallgemeinerung jeweils zum Rechnen mit Buchstaben. Mehr als 3000 Aufgaben helfen dem Übenden, Gelerntes anwendend zu vertiefen. Eine beigelegte Formelsammlung erspart dabei mühsames Suchen.

Gegenüber andern Algebralehrmitteln hat das Buch von Kusch-Gaida den Vorteil, dass Theorie und Anwendung unmittelbar aufeinander folgen, dass ferner Gruppen von sogenannten Wiederholungsfragen mithelfen, über das Können hinaus auch das Wissen zu sichern.

Empfohlen.

Paul Huttmacher

LUDWIG CURTIUS, *Interpretationen von sechs griechischen Bildwerken*. 2. Auflage im Francke Verlag Bern und München 1965. 119 Textseiten mit 10 Abbildungen im Schwarzdruck. Doppelband 382 D der Dap-Taschenbücher, Fr. 3.80.

Wir haben hier eine Neuauflage des 1947 im selben Verlag erschienenen Werkes des bekannten Archäologen. In seinen Interpretationen beabsichtigt der Autor, das einzelne griechische Bildwerk in den Zusammenhang der geistigen Welt einordnen, der es zugehört, zudem und vornehmlich aber dieses aus sich selbst als individuelle bildhauerische Schöpfung zu verstehen.

Die Auswahl der besprochenen Werke ist so vorgenommen, dass ausser der chronologischen Folge die plastischen Möglichkeiten der Freifigur, Stele und des Reliefs berücksichtigt sind und dadurch über den Informationswert zum Einzelwerk hinaus wie ein gedrängter Querschnitt durchs bildhauerische Schaffen der griechischen Antike entsteht.

Die Bedeutung des Buches liegt aber vorwiegend in der Beschreibung des Einzelwerks, welcher eine Orientierung über Herkunft und Epoche, kultische Bedeutung und Mythos vorausgeht. Bei der Veranschaulichung des Kunstwerkes äussert sich eine Präzision der Beobachtung, eine Fähigkeit des Sehens, die sich nur aus einem umfassenden Reichtum der Anschauung und einer unvergleichlichen Sensibilität des Autors erklären lässt.

Es ist dieser Band wie eine Art Führer im idealen Sinne, der uns anlässlich einer Fahrt nach Rom oder Athen auf einige Einzelwerke in vollkommener Weise vorbereitet. Zudem aber ist er ein Wegweiser zur Betrachtung eines Kunstwerks überhaupt, eine vorzügliche Anleitung zum Sehen.

Hermann Plattner

*

Sorg, aber Sorge Solchermassen:
Daß du es Gott kanst überlaßen.
Brauch überall fleiß und verstand,
den außschlag stell in Gotteshand,
du must den Muht nicht lassen sincken,
wann es schon da und dort will hincken.
Wer auff Gott verhoffen Kahn,
Bleibt Wol ein Unverdorbner Mann.

Aus dem Schreibbuch des Jakob Hutzli von Zweisimmen 1693

*

Das nächste Schulblatt erscheint am 8. Januar 1966 als Nr. 1 des 99. Jahrgangs.

Wir wünschen allen unsern Lesern ein frohes Weihnachtsfest und einen glücklichen Beginn im neuen Jahr.

H. A.

L'ÉCOLE BERNOISE

*

Aux correspondants, collaborateurs et lecteurs de l'«Ecole bernoise» la rédaction souhaite un joyeux Noël et une bonne et heureuse année.

*

Les sapins

Les sapins en bonnets pointus
De longues robes revêtus
Comme des astrologues
Saluent leurs frères abattus
Les bateaux qui sur le Rhin voguent
Dans les sept arts endoctrinés
Par les vieux sapins leurs aînés
Qui sont de grands poètes
Ils se savent prédestinés
A briller plus que des planètes
A briller doucement changés
En étoiles et enneigés
Aux Noëls bienheureuses
Fêtes des sapins ensongés
Aux longues branches langoureuses

Guillaume Appollinaire

Commission nationale suisse pour l'Unesco

1965: deuxième centenaire de la naissance du Père Girard

Père Grégoire Girard (1765-1850)

«Je suis né social».

Au 18^e et au 19^e siècle, la Suisse s'était rendue célèbre dans le monde pédagogique grâce aux éducateurs de génie que furent Jean-Jacques Rousseau et Heinrich Pestalozzi. Non moins connu à l'époque, mais trop souvent oublié depuis, fut le Père Girard, né le 17 décembre 1765, décédé le 6 mars 1850. Sur sa tombe, nous lisons l'inscription gravée par le Conseil Communal de Fribourg: «Au Révérend Père Girard de l'Ordre des Cordeliers, ancien préfet des écoles primaires du canton de Fribourg, le père et l'ami des enfants, le bienfaiteur de sa ville natale par son système d'éducation populaire».

Quel était donc cet éducateur, quelle fut son œuvre? Fils d'un marchand de tissus, il était le cinquième enfant d'une famille nombreuse et reçut les prénoms de Jean-Baptiste-Melchior-Gaspard-Balthasar. Sa mère, née de Landerset, appartenait à l'aristocratie fribourgeoise. Elle se voua toute entière à l'éducation de ses enfants et fit bénéficier le futur pédagogue des instructions généreuses qui marquèrent sa vie: l'esprit de tolérance, la bonté de cœur, l'exemple envers les plus petits.

Après avoir été confié à un précepteur privé – comme c'était alors la coutume – le jeune garçon entra au collège des Jésuites de Fribourg. Il fut vite découragé par les méthodes pédagogiques désuètes et par le caractère démodé du plan d'études qui n'avait guère changé depuis la fameuse «ratio studiorum» de 1599.

En sortant du collège en 1781, Jean-Baptiste fut admis dans l'Ordre des Cordeliers où il reçut le nom de Grégoire. Après son noviciat accompli à Lucerne, il fut envoyé aux écoles supérieures de l'Ordre en Allemagne. A Wurzburg, il put approcher le prince-évêque François-Louis d'Erthal, éducateur du peuple par excellence, qui ne craignait pas de consulter le pédagogue protestant von Rochow pour améliorer l'instruction publique dans son évêché.

Revenu à Fribourg, sa ville natale, en 1788, le jeune prêtre y enseigne tout d'abord le latin et la philosophie. De 1798 à 1804 il est à Berne où il remplit les fonctions de curé auprès des membres catholiques du gouvernement helvétique. C'est à ce moment qu'il faut situer les premiers contacts noués avec Heinrich Pestalozzi qui dirige son institution à Berthoud.

En 1805 le gouvernement fribourgeois lui confie l'école des garçons qu'il rendra bientôt célèbre. Enfant de parents fortunés qui avaient pu lui payer ses études, le Père Girard se dépense en faveur d'une école obligatoire et gratuite; il avait douloureusement ressenti les horreurs de la guerre et avait compris que les abus de la Révolution française n'étaient imputables qu'à l'absence d'une véritable instruction populaire.

En développant son école, il vit qu'il manquait de manuels appropriés. A l'époque, le catéchisme ou livre d'instruction religieuse était le seul manuel existant, et servait aussi à l'enseignement de la lecture, de la langue maternelle, etc. Le Père Girard fut ainsi amené à rédiger lui-même des manuels.

En 1810 il fut chargé par la Diète de faire une expertise sur l'Institut de Pestalozzi à Yverdon. Il en rédigea lui-même le rapport et arriva à la conclusion que l'Institut comme tel ne pouvait servir de modèle aux écoles publiques, puisque c'était un «vrai laboratoire de pédagogie»; cela ne l'empêcha pas d'être fortement inspiré par la méthode et les idées de Pestalozzi. Il reproche à l'Institut d'Yverdon de surestimer les mathématiques. Le Père Girard place l'enseignement de la langue maternelle au cœur du programme primaire. Il avait fait lui-même l'expérience du conflit entre le cœur et la raison. Dans l'enseignement de la langue maternelle il voit un moyen idéal de développer toutes les facultés humaines.

Vu le nombre croissant d'élèves et n'ayant pas les aides nécessaires, il introduit, en 1815, la méthode mutuelle de Bell-Lancaster, ce qui devait lui attirer beaucoup de reproches. Trois ans plus tard son école avait atteint la plus grande renommée. Des visiteurs de l'Europe entière venaient le voir; suivant son exemple des «Girardines» s'installèrent dans plusieurs pays. Reconnaisant les divers besoins de la société, il fonde une école secondaire de degré inférieur pour futurs commerçants, comportant des leçons d'anglais. Il créa également une école normale pour futurs instituteurs.

En 1823 le Père Girard quitte Fribourg pour Lucerne où il est professeur de philosophie, puis directeur de l'école des jeunes filles. Il élabore des lois scolaires. C'est par cette

activité de législateur scolaire que son génie pratique influence profondément l'instruction publique de la Suisse entière.

En 1835 il se retire pour s'adonner à ses publications pédagogiques. L'ouvrage «De l'enseignement régulier de la langue maternelle» (Paris 1844) lui valut le prix de l'Académie de Monthyon. La fin de sa vie fut malheureusement assombrie par les troubles politiques; lui, qui aimait tant la paix, en souffrit profondément.

Lorsque le 6 mars 1850 il mourut, le gouvernement cantonal ordonna un enterrement d'Etat pour remercier le bienfaiteur du peuple fribourgeois.

Par son œuvre et par ses écrits il fut l'un des créateurs de l'école publique en Suisse. Rappelons que Pestalozzi s'écria, lorsqu'en 1819 il visita l'école du Père Girard: «Ce moine fait, avec de la boue, de l'or».

A l'occasion du centenaire de sa mort les œuvres les plus importantes du célèbre pédagogue furent rééditées. En voici la liste:

Editions du Centenaire du Père Girard. Ed. par G. Pfulg et E. Egger. Fribourg, 7 vol. – 8°.

Vol. 1: Quelques souvenirs de ma vie, avec des réflexions. 1948. – 136 p.

Vol. 2: Explication du plan de Fribourg. 1948. – 72 p.

Vol. 3: Discours de clôture. 1950. – 111 p.

Vol. 4: Projets d'éducation publique- 1950. – 152 p.

Vol. 5: Rapport sur l'Institut de M. Pestalozzi à Yverdon. 1950. – 120 p.

Vol. 6: Méthodes et procédés d'éducation. 1953. – 117 p.

Vol. 7: Traités pédagogiques, sociologiques et philosophiques. 1954 – 75 p.

Eugène Egger

Directeur du Centre d'information en matière d'enseignement et d'éducation, Genève

Expositions destinées à l'information professionnelle

On sait maintenant l'importance de l'information professionnelle dans les écoles. Alors qu'autrefois l'orientation des élèves consistait surtout en un entretien avec eux et leurs parents et en un examen d'aptitudes, aujourd'hui, il en est tout autrement; les enfants doivent être préparés très tôt à penser à leur avenir. Les enseignants ainsi que les orienteurs sont conscients du travail particulier qui leur incombe pour amener les jeunes à se connaître eux-mêmes et à choisir une activité conforme à leurs capacités physiques, intellectuelles et morales.

Entre autres moyens d'une préorientation, il y a celui des expositions qui se répand dans divers pays et aussi dans plusieurs de nos cantons. Il s'agit d'expositions montrant les divers aspects des métiers. Leur but est de donner aux adolescents, aux parents, aux enseignants et aux institutions s'occupant de la jeunesse, selon les cas aussi à certains milieux de l'économie, une idée de la vie professionnelle, c'est-à-dire de la nature, des caractéristiques des différentes professions et des différentes formes sous lesquelles elles peuvent se présenter. Ces expositions doivent d'une part remplacer, et d'autre part

intensifier et multiplier méthodiquement les impressions que l'on peut recueillir à partir d'expériences concrètes au cours de visites faites dans les entreprises.

Diverses formes d'expositions. – Il y a d'abord l'exposition permanente. Elle est d'une étendue plutôt réduite dans la plupart des cas. Elle se présente sous la forme de collections de photos, d'images diverses, de dessins, de croquis, de plans, d'outils, de pièces en cours d'exécution. Cette exposition est souvent installée dans un des locaux des Offices d'O. P. ou dans une salle d'école.

L'exposition temporaire est plus importante par son étendue, plus ou moins vaste quant à son contenu. Elle est consacrée à un sujet bien délimité; par exemple, on y verra le développement de l'apprentissage d'un métier depuis la première année et jusqu'à la dernière année, puis les exigences imposées pour l'obtention du certificat de fin d'apprentissage.

L'exposition itinérante offre l'avantage d'être moins coûteuse et d'exiger moins d'efforts pour une même efficacité. On y voit un nombre plus ou moins grand de tableaux présentant des images, des graphiques, de brèves légendes, des chiffres indispensables. Au bas de ces tableaux figurent encore des renseignements se rapportant aux aptitudes professionnelles, à l'apprentissage et au développement des métiers. Les tableaux sont généralement tous de même grandeur et conçus de manière à pouvoir facilement se placer contre n'importe quelle paroi.

Une autre documentation se présente sous forme de pièces en cours d'exécution ou d'objets fabriqués dans des ateliers; les machines, les outils ayant servi à leur fabrication sont aussi exposés, de même que des modèles exécutés d'après des plans affichés dans la salle.

Il est aussi indispensable de présenter aux adolescents les lieux de travail tels qu'ils existent en réalité, afin de ne pas tromper les jeunes. Les désagréments du métier doivent aussi être mentionnés et non seulement les côtés attrayants. Au reste, il est parfaitement inutile de «dorer la pilule» pour parler en bon français, les garçons comme les jeunes filles ne s'y laissent pas prendre.

Des prospectus, des images, des dépliants, des brochures sont remis à titre gracieux aux visiteurs qui s'intéressent à une profession déterminée.

Très souvent le soir dans la salle d'exposition, un orienteur, un instituteur ou un homme du métier présente des films ou des diapositives.

Selon les conditions locales et selon le but poursuivi, l'exposition peut être plus ou moins étendue. Il est possible de l'installer dans un local de gymnastique, dans une salle de conférences, dans une classe, etc.

Nous avons visité il y a quelques années une telle exposition organisée sous une tente. C'est dire qu'avec un peu d'imagination on trouvera facilement la meilleure manière de présenter au public l'essentiel des activités de l'artisanat ou de l'industrie d'une région déterminée.

Organisation d'une telle manifestation. – Nous pensons que ce sont les Offices d'O. P., en collaboration avec l'école qui doivent se charger de l'organisation de ces expositions. Les chefs de ces offices, en intervenant auprès des entreprises ont la possibilité d'obtenir du matériel et aussi de prendre contact avec des apprentis ou de jeunes ouvriers qui acceptent de venir travailler sur les lieux de l'exposition. Les frais sont le plus souvent par-

tagés, mais il arrive parfois que l'économie ou plus précisément une association professionnelle assume toutes les dépenses.

Dans les localités où existent des Ecoles de métiers, il est facile de s'entendre avec les directeurs de ces établissements pour l'organisation d'une telle exposition. Au cours des années qui suivent l'exposition, l'orienteur peut toujours y revenir dans ses exposés sur l'information professionnelle.

Ajoutons pour terminer que les maîtres de classes de fin de scolarité ont l'occasion de parler dans de nombreuses leçons en classe, de tout ce qui figure à l'exposition après les visites faites par les élèves. Ces derniers pourront être appelés à dessiner, à exécuter divers travaux et à rédiger parfois des comptes rendus d'explications reçues. J. S.

Avec les maîtres de classes uniques

L'Association des maîtres de classes uniques du Jura a tenu son assemblée générale annuelle à l'Ecole normale de Porrentruy le 9 décembre 1965, sous la présidence de M. Bernard Chapuis, instituteur aux Rouges-Terres. Dans la partie administrative, le président a présenté son rapport d'activité. Il s'est déclaré passablement déçu du peu d'écho rencontré lors de l'envoi de circulaires aux maîtres de classes uniques. Le comité a toutefois œuvré avec efficacité. Trois bulletins ont été publiés, l'un relatif à l'organisation et au choix d'une course scolaire dans le cadre de la classe unique, un autre concernant la préparation de la manifestation de Noël et le troisième relatant des expériences personnelles. En outre, la révision de la grammaire pour 2^e et 3^e année a été mise en chantier; la nouvelle publication sera imprimée prochainement. Elle sera non seulement mise à disposition des titulaires de classes uniques, mais aussi envoyée aux enseignants et enseignantes du degré inférieur qui en feront la demande. Le président a expressément recommandé à tous les collègues de participer à la refonte du nouveau plan d'études en répondant au questionnaire qui a été envoyé à chacun.

Les comptes, qui bouclent favorablement, ont été approuvés sans autre. Puis le programme d'activité a aussi été accepté. Il comprend donc la publication de la grammaire de 2^e et 3^e année. Il a été jugé opportun de développer l'activité de l'association sur le plan de district plutôt que sur le plan jurassien uniquement, pour faciliter les déplacements et favoriser la participation de chacun. Une équipe rédactionnelle a été confirmée dans ses fonctions, qui sera présidée et animée par M. Joseph Saunier, de Villars-sur-Fontenais.

L'Association groupe 73 % des maîtres de classes uniques du Jura, chiffre réjouissant qui pourrait être encore plus élevé par l'adhésion des autres enseignants intéressés.

M. Edmond Guénat parla ensuite du projet de construction de la future Ecole normale. Il exposa dans le détail l'étude qui se poursuit – il est vrai au ralenti –, soulevant l'intérêt des participants. Puis M. Michel Ducrest, professeur à Fribourg, fit une démonstration de la méthode Didier pour l'enseignement de l'allemand au moyen de clichés et de bandes magnétiques dans la classe de M. Cramatte.

La rencontre s'acheva par une collation aimablement offerte par la direction de l'Ecole normale qui mérite d'être spécialement remerciée pour son accueil chaleureux.

A. Froidevaux

Bibliographie

Gonzague de Reynold raconte la Suisse et son histoire. Un beau volume, 27,5 x 25 cm., reliure pleine toile avec impression deux couleurs, jaquette rhodoïd, 168 pages sur papier vergé teinté. Nombreux dessins de Georgine Ducommun. Editions Payot Lausanne. Prix: Fr. 18.50.

Nous ne saurions mieux faire que de reproduire l'avant-propos de l'ouvrage, dans lequel l'auteur précise ses intentions.

«Je commencerai par dire ce que ce livre n'est pas. Il n'est pas un manuel d'histoire suisse. Depuis longtemps, les manuels et moi sommes brouillés.

A présent, je vais dire ce qu'est ce livre.

Il est le frère des «Cités et pays suisses». Avec cette différence: dans ce recueil, récemment réédité, on trouve de la poésie, mais aussi de l'histoire; dans ce volume, on trouvera de l'histoire, mais de la poésie aussi.

Dans les «Cités et pays suisses», comme un étudiant en vacances à l'époque du romantisme, je vais de ville en ville, de bourg en bourg. Le soir venu, je demande l'hospitalité, tantôt dans une auberge, tantôt dans un château; mais je ne crains pas de dormir à la belle étoile. Je m'assieds pour contempler un paysage, je fais le tour d'un lac, je me perds dans une forêt, j'escalade l'une de ces collines d'où l'on voit tout le pays. Et je chante.

Dans ce livre, je suis plus sérieux, plus méthodique. Je ne chante plus, mais j'apprends à chanter. Je ne fais pas de l'histoire narrative, mais de l'histoire explicative. Dans ce que l'on ignore, dans ce que l'on néglige, dans ce que l'on ne comprend plus, je choisis de beaux sujets. Je m'abandonne à des digressions – ces digressions dont Pascal disait qu'elles ramènent à la fin. Et la fin, c'est ici la Suisse.

L'histoire est la seule grande dimension de la Suisse. J'évoque donc cette grandeur. Je hausse notre histoire jusqu'à l'épopée. Je l'enfonce dans la terre, à travers les siècles, jusqu'au premier germe de notre type fondamental, afin que l'on se rende compte de son ancienneté: ne sommes-nous point un pays de la plus antique civilisation européenne?

Dans un chapitre central, sorte de tableau synoptique, je montre l'unité organique de notre histoire, la clarté de son développement, j'en dégage les lignes de force et les constantes. Les régimes passent, la Suisse demeure.

Mais ce que je tiens à mettre avant tout en évidence, c'est l'impossibilité de comprendre l'histoire suisse si l'on ne connaît pas celle de l'Europe. Qu'est-ce, en effet, que la Suisse? Un carrefour de routes européennes. C'est le système des relations européennes qui a créé notre système de relations internes, non l'inverse.

J'ai deux symboles: le chêne et l'aigle.

Le chêne évoque la profondeur et la solidité de nos racines, notre force de résistance, notre continuité. L'aigle, c'est notre essor au-dessus de nous-mêmes, notre besoin d'expansion, l'appel de la montagne à la mer. Le chêne et l'aigle ensemble nous montrent les deux aspects de notre génie: le particularisme et l'euroanéité.

Maintenant, si j'ai réussi à bouleverser un peu l'histoire traditionnelle, tant mieux.»

G. de Reynold

Alphabétisation et enseignement des adultes. Supplément 1965. Recherche d'éducation comparée. Genève, Bureau international d'Education & Paris, Unesco, (cop. 1965). 64 p. (Publication n° 277). Francs suisses 3.—; F. fr. 3.50.

Le volume paru l'an dernier sous ce titre avait montré, à l'appui des réponses de 88 pays, la grande actualité de la question. Il était donc tout indiqué de le compléter par les réponses de 21 pays, qui n'avaient pas pu envoyer des renseignements plus tôt. L'enquête, rappelons-le, comportait deux parties, l'une consacrée à l'alphabétisation et l'autre à la possibilité pour les adultes alphabétisés de continuer leurs études aux niveaux primaire et secondaire. Les monographies contenues dans ce Supplément concernent surtout l'alphabétisation des adultes. Il s'en dégage une tendance très nette en faveur d'un élargissement de l'alphabétisation proprement dite dans le sens d'une préparation de la population adulte à participer activement à la vie de la communauté. Le problème dans son ensemble a donné lieu à de longs débats à la Conférence internationale de l'instruction publique réunie à Genève en juillet 1965, en sa 28^e session. Celle-ci a finalement adopté une recommandation de 39 articles, portant d'une part sur l'alphabétisation des adultes et d'autre part sur l'éducation permanente des adultes.

BIE

Mitteilungen des Sekretariates

Aus den Verhandlungen des Kantonalvorstandes

Sitzung vom 18. Dezember 1965.

Vorsitz: Ernst Kramer, Oberburg.

1. Der Präsident gedenkt des früh verstorbenen Kollegen und Grossrats Paul Lachat, Biel, und schildert seine fruchtbare Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten. Der Vorstand ehrt den Dahingegangenen in Dankbarkeit und Anerkennung.
2. *Rechtsschutz, Rechtsauskünfte.* Der Rechtsberater des BLV, Fürsprecher Dr. Max Blumenstein, berichtet über den Verlauf der zweiten Verhandlung vor dem Gerichtspräsidenten IX, Bern, betreffend die Strafklage von Albert Imhof,

Communications du secrétariat

Extrait des délibérations du Comité cantonal

Séance du 18 décembre 1965.

Présidence: M. Ernest Kramer, Oberburg.

1. Le président rappelle les mérites et les activités fécondes de notre collègue Paul Lachat, député, Bienne, arraché prématurément aux siens. Le Comité honore la mémoire du disparu, qui a droit à notre reconnaissance.
2. *Assistance judiciaire, conseils juridiques.* L'avocat conseil de la SIB, M^e Dr Max Blumenstein, résume la deuxième audience que le tribunal IX de Berne a consacré à la plainte que M. Albert Imhof, ancien instituteur à Bienne,

früher Lehrer in Biel, gegen den Zentralsekretär, wegen Ehrverletzung im Lauf einer Pressepolemik, die kurz vor der Volksabstimmung über das Lehrerbesoldungsgesetz stattgefunden hatte. Der Richter drängt auf einen Vergleich; dieser würde die gegenseitige Zurücknahme der schwersten Vorwürfe enthalten. Da der Kantonalvorstand die Auffassung hegt, es bestehe für die Lehrerschaft ein gewisses Interesse, dass Imhof die schlimmsten gegen seinen Berufsstand und die Leitung des Vereins und der Lehrerversicherungskasse erhobenen Anschuldigungen widerruft, erklärt sich der Zentralsekretär mit der Annahme des Vergleichs einverstanden. Dr. Blumenstein wird die rechtliche Seite des Handels im Schulblatt erläutern. – Es geht nach Auffassung des KV nicht an, anlässlich der periodischen Wiederwahl eine Arbeitslehrerin im 3./4. Schuljahr nur deshalb zu entlassen, weil die Schulkommission aus besoldungspolitischen Gründen wünscht, dass die neue Klassenlehrerin auch die Arbeitsschule übernimmt. Der Fall läge anders, wenn die Arbeitslehrerin vor ihrer Wahl ausdrücklich auf diese mögliche Entwicklung aufmerksam gemacht worden wäre und sich mit dem Risiko einverstanden erklärt hätte. – Ein Rekurs gegen die Maturitätskommission und einen Gymnasiallehrer wurde vom Vater wieder zurückgezogen, auf Grund einer realistischeren Einschätzung der Lage. – Die Richtigestellung eines Seminarleiters betreffend unerlaubte und tendenziöse Teilwiedergabe eines früheren Zeitschriftenartikels ist im Berner Schulblatt und andern Lehrerzeitungen erschienen. – Ein Kollege, der von einem früheren Schüler in brutaler Weise überfallen wurde, erhält den Rechtsschutz.

3. *Darleben und Unterstützungen.* Die jährliche Unterstützung an eine pensionslose Lehrerswitwe wird für 1966 bestätigt, mit gleichem Antrag an den SLV.
4. *Schulpolitik.* Der Vorstand leitet in empfehlendem Sinne zwei gleichlautende Eingaben der Gymnasial- und der Seminarlehrer an die ED weiter, betreffend den Regierungsratsbeschluss über die Pflichtstundenordnung an den höheren Mittelschulen, sowie ein Schreiben der Sektion Bern-Stadt BMV, das die Rücksichtnahme auf die traditionellen lokalen Arbeitsbedingungen verlangt. Wenn die Lehrerschaft gegenwärtig auch darauf verzichtet, wie so viele andere Berufsstände eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung zu verlangen, so ist sie doch keineswegs bereit, eine Erhöhung der bestehenden Verpflichtung anzunehmen, und sei es auch nur in einzelnen Sektionen. Auf Antrag des Präsidenten KV BMV wird ein Weg gesucht, um für die Abstimmung der Begehren der verschiedenen Kategorien Kriterien aufzustellen, die von der grossen Mehrheit anerkannt werden können.
5. *Lehrermangel.* Dank der grossen Zahl der auf Frühjahr 1966 zu erwartenden Patentierungen (400 Kandidaten) dürften die meisten Stellen im alten Kanton wieder normal besetzt werden können. Viele Seminaristen müssen sich an mehrere Stellen melden, bevor sie gewählt werden, was ungewohnt wirkt. Es scheint, dass endlich wieder vier volle Jahre zur Ausbildung der Lehrer zur Verfügung stehen werden.
6. *Besoldung und Versicherung.* Wie bereits im Schulblatt laufend mitgeteilt, hat der Regierungsrat am 30. 11. 65 auf unsern Antrag seinen Beschluss vom 16. 7. 65 betr. Begrenzung der Gemeindezulagen abgeändert und die Bestimmungen wesentlich gelockert. Unstimmigkeiten in der Anwendung waren Gegenstand einer Besprechung mit dem Erziehungsdirektor persönlich; dieser sicherte das Mitspracherecht des BLV und die verständnisvolle Anwendung des Beschlusses auf die Einzelfälle zu; nie-

a porté contre le secrétaire central, pour atteinte à l'honneur lors d'une polémique de presse au sujet de la revision de la loi sur les traitements. Le juge insiste sur un arrangement à l'amiable, qui comporterait des rétractations mutuelles. Le Comité attribuant une certaine valeur au retrait, de la part de M. Imhof, des accusations les plus graves qu'il avait publiées envers le corps enseignant et les dirigeants de la SIB et de la CACEB, le secrétaire accepte le compromis. M^e Blumenstein exposera l'aspect juridique de ce procès, dans l'Ecole bernoise. – Le Comité est d'avis qu'il n'est pas admissible de ne pas réélire une maîtresse d'ouvrages simplement parce que la commission d'école désire, pour des raisons de politique locale des traitements, que l'institutrice reprenne elle-même les ouvrages. Le cas serait différent si l'on avait rendu la maîtresse d'ouvrages attentive à cette éventualité avant son élection, et si elle en avait accepté le risque. – Un recours contre la commission de maturité et un professeur de gymnase a été retiré par le père, revenu à une optique plus réaliste. – L'Ecole bernoise et d'autres revues pédagogiques ont publié la mise au point d'un directeur d'école normale qui se défendait contre la réimpression tronquée et tendancieuse d'un article qu'il avait publié jadis. – On accorde l'assistance à un collègue victime d'une attaque brutale de la part d'un ancien élève.

3. *Prêts et secours.* On confirme pour 1966 l'assistance accordée à une veuve d'instituteur qui ne touche pas de rente; même proposition à l'ASE/SLV.
4. *Politique scolaire.* Le Comité transmet à la DIP, avec préavis favorable, deux propositions identiques concernant la teneur de l'arrêté du Conseil-exécutif concernant les heures obligatoires des professeurs de gymnase et des maîtres aux écoles normales, ainsi qu'une requête de la section de Berne-ville SBMEM, demandant que l'arrêté parallèle concernant l'école secondaire tienne compte des conditions de travail locales et traditionnelles. Si le corps enseignant, contrairement à beaucoup d'autres professions, renonce pour le moment à exiger une diminution générale des heures de travail, il n'est pas prêt à en accepter une augmentation, ne fût-ce que dans certaines communes. Sur la proposition du président cantonal SBMEM, on cherchera la voie la plus sûre pour établir des critères reconnus par une large majorité des collègues, en vue de coordonner les desiderata des divers degrés scolaires.
5. *Pénurie d'enseignants.* Grâce à la très forte volée qui va sortir des écoles normales de l'ancien canton (400 candidats), la plupart des postes pourront être repourvus d'une manière normale. De nombreux futurs collègues doivent postuler dans plusieurs communes avant d'être élus, ce à quoi on n'était plus habitué. On espère que sous peu quatre années pleines seront de nouveau à disposition pour la formation du corps enseignant.
6. *Traitements et assurance.* L'Ecole bernoise a tenu nos lecteurs au courant des démarches entreprises au sujet de l'arrêté du Conseil-exécutif du 16. 7. 65, modifié à notre demande le 30. 11. 65; les restrictions en ont été sensiblement adoucies. Les modalités d'application laissant à désirer, une délégation a soumis nos postulats à M. le Directeur de l'instruction publique lui-même. M. Moine nous a assuré l'application compréhensive de l'arrêté aux cas d'espèce, avec droit de regard de la SIB, et a réaffirmé que personne ne devrait être lésé par l'application de la loi et des dispositions exécutoires. Le Comité est satisfait

mand solle durch das neue LBG und die Ausführungsbestimmungen zu Schaden kommen. Der Vorstand nimmt mit Befriedigung von diesen Erklärungen Kenntnis, bedauert aber die entstandenen Schwierigkeiten, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Ein Versuch, die Lehrerschaft in den grösseren Gemeinden zu hindern, in den Genuss der den vergleichbaren Kategorien des Gemeindepersonals zukommenden Besoldungsverbesserungen zu gelangen, müsste nicht nur für die Konkurrenzfähigkeit der betreffenden Gemeinden, sondern für die Rekrutierung des Lehrerstandes allgemein schlimme Folgen haben; kein verantwortungsbewusster Politiker und Bürger kann diese wollen oder leichtfertig in Kauf nehmen.

Die ED überprüft die Einteilung der Gemeinden in Klassen für die Wohnungszuschläge. Lehrkörper, die mit dem gegenwärtigen Zustand nicht einverstanden sind, werden wohl beraten sein, gut begründete Eingaben, möglichst im Einverständnis mit den Gemeindebehörden, einzureichen. Es ist in ihrem Interesse, das Sekretariat BLV über ihre Schritte auf dem laufenden zu halten.

Da die parlamentarische Behandlung des Dekretes über die BLVK, nach Art. 18 LBG, um rund ein Jahr hinausgeschoben worden ist, um der Lehrerschaft Prüfung und Stellungnahme zu ermöglichen, drängt sich eine Sofortmassnahme für die Versicherung der seit 1963 eingetretenen Lohnerhöhungen auf. Aus personellen Gründen war weder die ED noch die BLVK in der Lage, einen Entwurf auf die Februarsession des Grossen Rates hin auszuarbeiten; deshalb hat das Sekretariat BLV diese Aufgabe übernommen. Die vorgelegten Varianten bleiben grundsätzlich im Rahmen des Versicherungsdekretes von 1956/63. Die Verwaltungskommission der BLVK wird den Entwurf am 20. 12. 65 ebenfalls behandeln. Ähnlich wie beim Staatspersonal sollten Staat und Kasse den grössten Teil des Einkaufs übernehmen.

7. *Weiterbildung.* Die dem Programmierten Unterricht gewidmete Tagung vom 11. Dezember 1965 in Bern wird nächstes Jahr ihre Fortsetzung in einem Kurs im Programmieren finden. Der Vorstand bietet den jurassischen Kollegen seine Unterstützung an, falls sie etwas Ähnliches veranstalten wollen. – Es haben sich bereits 50 Lehrerinnen für die Teilnahme an Einführungskursen über die Behandlung von Sprachschäden gemeldet.
8. *Mitgliedschaft.* Der Vorstand hält in einem besonderen Fall des Wiedereintrittes an der üblichen Bedingung fest: Ablauf von zwei Jahren seit der definitiven Wahl. – Ein Gesuch um teilweise Befreiung von den Mitgliedschaftspflichten muss aus statutarischen Gründen abgelehnt werden.
9. *Berner Schulblatt.* Die mit der Schweiz. Lehrerzeitung kombinierten Probenummern erscheinen am 19. und 26. Februar 1966.
10. *Verschiedenes.* Der Vorstand dankt den Kollegen, die die Umfrage zum Turnunterricht beantwortet haben. Das Ergebnis stand im Schulblatt vom 18. Dezember 1965. – Die Mitarbeiterinnen des Zentralsekretärs werden im Rahmen der Besoldungsordnung von Bern-Stadt um eine Klasse befördert. – Sitzungskalender pro 1966: KV-Sitzungen: 5. Febr. vorm.; 16. März, nachm. 11. Mai, nachm.; 1. Juni, nachm.; 2. Juli, ganztägig (konstituierende Sitzung); 17. Aug., nachm.; 28. Sept., nachm.; 5. Nov., vorm.; 7. Dez., nachm. Abgeordnetenversammlung BLV: 8. Juni; Delegiertenversammlung SLV: 25. 9. 66 (evtl. 11. 9. 66).

Der Zentralsekretär: *Rychner*

de ces déclarations, tout en regrettant les complications qui se sont produites et qu'il eût été facile d'éviter. Quiconque voudrait empêcher le corps enseignant des grandes communes de participer aux améliorations de salaire concédées aux catégories correspondantes des fonctionnaires communaux, nuirait gravement non seulement à ces communes mêmes, mais au recrutement du corps enseignant tout entier. Aucun politicien ou citoyen conscient de ses responsabilités ne voudra provoquer ou risquer de pareilles conséquences.

La DIP prépare une révision de l'arrêté concernant la classification des communes pour le supplément pour frais de logement. Les collègues qui ne sont pas d'accord avec l'état de choses actuel feront bien de présenter des revendications dûment motivées, si possible d'entente avec les autorités communales. Ils feront bien de tenir le secrétariat SIB au courant de leurs démarches.

Le renvoi d'une année de l'élaboration parlementaire d'un décret concernant la CACEB, en exécution de l'art. 18 de la loi sur les traitements, renvoi qui permettra au corps enseignant d'examiner le projet et de prendre position, l'assurance des augmentations de traitement intervenues depuis 1963 s'impose à bref délai. Comme, pour des raisons personnelles, ni la DIP, ni la CACEB n'ont été en mesure d'élaborer une proposition concrète qui puisse être soumise au Grand-conseil lors de sa session de février, le secrétariat s'est chargé de ce travail. Les variantes présentées ne dépassent pas le cadre du décret concernant l'assurance, de 1956/63. La commission d'administration de la CACEB examinera le projet le 20 décembre 1965. On admet que, comme ce fut le cas pour les fonctionnaires, l'Etat et la CACEB prendront la majeure partie du rachat à leur charge.

7. *Perfectionnement professionnel.* La journée du 11 décembre, à Berne, consacrée à l'étude de l'instruction programmée, trouvera sa suite naturelle dans un cours de programmation, en 1966. Le Comité offre à la SPJ son appui éventuel pour l'organisation d'un séminaire analogue. – Une cinquantaine d'institutrices se sont annoncées pour le cours d'introduction aux méthodes pédologiques (correction des défauts de prononciation).
8. *Sociétariat.* Le Comité, dans un cas spécial de demande de réadmission, maintient la condition traditionnelle, soit deux ans révolus depuis la nomination définitive. – Une demande de dispense d'une partie des devoirs incombant à nos membres est repoussée, les statuts étant formels.
9. *Ecole bernoise.* Les numéros d'essai combinés avec la Schweizerische Lehrerzeitung paraîtront les 19 et 26 février 1966.
10. *Divers.* Le Comité remercie les collègues qui ont répondu à l'enquête concernant la gymnastique. Le résultat en a paru dans l'Ecole bernoise du 18 décembre. – Les employées du secrétariat sont promues d'une classe, dans le cadre du règlement de la ville de Berne. – Calendrier des séances du Comité pour 1966: 5 février, matin; 16 mars, après-midi; 11 mai, après-midi, 1^{er} juin, après-midi; 2 juillet, toute la journée (séance constitutive); 17 août, après-midi; 28 sept., après-midi; 5 nov., matin; 7 décembre, après-midi. Assemblée des délégués SIB: 8 juin; assemblée des délégués SLV: 25. 9. 66 (évtl. 11. 9. 66).

Le secrétaire central: *Rychner*